

Annette Naujoks

Die lange Reise der Nette K.



www.tredition.de

© 2015 Annette Naujoks

Umschlaggestaltung: Ildiko Naujoks
Lektorat, Korrekturen, Satz: Ildiko Naujoks

Verlag: tredition GmbH, Hamburg
978-3-7323-7056-6 (Paperback)
978-3-7323-7057-3 (Hardcover)
978-3-7323-7058-0 (e-Book)
Printed in Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Widmung

Ich widme dieses Buch der Erinnerung an meine Mutter,
Martha Kopanka,
meinen Geschwistern,
meinen Kindern und Enkelkindern,
und all meinen Freunden,
die mich bestärkten, es zu schreiben.

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|----|
| Zuhause in Masuren..... | 1 |
| Mutter, Vater und Großmutter | 5 |
| Dreifelde..... | 8 |
| Schweinchen schlachten | 11 |
| Harz, Holz und weiße Federn..... | 13 |
| Fisch in weißer Soße | 15 |
| Ich fahre nach Johannisburg | 18 |
| Über den Pissek..... | 21 |
| Familienbesuche | 23 |
| Die Düsseldorfer kommen | 26 |
| Besuch und Briefe | 28 |
| Ausfahrt mit der Gnädigsten | 32 |
| Die Überraschung..... | 34 |
| Das Versprechen..... | 36 |
| Gespenster über dem Moor..... | 39 |
| Kornmuhme | 41 |
| Gewitter..... | 42 |
| Das Schlenkerpüppchen..... | 44 |
| Der Vorratskeller | 46 |
| Schwarze Bänder | 48 |
| Abschied von Großmutter..... | 53 |
| Trauerfeier | 56 |
| Ein bisschen Schule | 57 |
| Weißt du, wie viel Sternlein stehen..... | 59 |
| Vaters letzter Urlaub | 61 |

| | |
|---|-----|
| Nun ade..... | 64 |
| Flieger über Inamünde..... | 67 |
| Ankunft in Mecklenburg | 71 |
| Erster Aufenthalt in Groß Plasten | 74 |
| Auf der Landstraße | 78 |
| Du wirst es vergessen | 81 |
| Flammen | 83 |
| Aufenthalt in Oranienburg..... | 86 |
| Rote Tomaten und Typhus..... | 89 |
| Veränderung..... | 91 |
| Ein ganz besonderes Weihnachten..... | 92 |
| Trautchen kommt wieder | 96 |
| Wieder in Mecklenburg | 98 |
| O du fröhliche | 100 |
| Alltag in Groß Plasten..... | 104 |
| Sirup kochen..... | 110 |
| Bei Lemkes in der Kate wird gefeiert..... | 113 |
| Hühner können fliegen | 116 |
| Wettrodeln auf dem Eis | 119 |
| Verwandtschaft..... | 121 |
| Pakete | 124 |
| Besuch in Dossow | 125 |
| Zwischenstation in Groß Dratow | 128 |
| Gewöhnlicher Alltag | 134 |
| Schule und Ferien | 138 |
| Wir siedeln..... | 142 |
| Minka und ich | 146 |
| Der Schusterberg..... | 148 |
| Hüten..... | 149 |

| | |
|--|-----|
| Zwischen Lachen und Weinen | 151 |
| Raus aus den Kinderschuhen..... | 155 |
| Ein doppeltes Fest..... | 158 |
| Stimmung auf null..... | 160 |
| Und alles kommt anders..... | 162 |
| Umzug nach Sassnitz | 164 |
| Der zweite Tag in Sassnitz..... | 166 |
| So viel Neues | 169 |
| Der Ernst des Lebens beginnt | 172 |
| Nichts als Ärger | 175 |
| Und Schiller war's doch..... | 177 |
| Großfamilie..... | 179 |
| Wieder auf Reisen..... | 181 |
| Die ist aber doof..... | 182 |
| Tanzen und große Wäsche | 185 |
| Prüfungsangst | 187 |
| Ausgangssperre und Lehrabschluss | 188 |

Vorwort

Manchmal erwache ich in den Nächten.

*Es ist, als senge mir die Haut,
und Schutt und Rauch um mich.*

*Dann Licht – Erinnerung
an Wiesen, Wald und Feld,
auch an den Kachelofen, der Wärme strahlte,
wenn Eisblumen die Scheiben zugemalt.
Ich spür den Klaps und auch die Zärtlichkeit
von Mutters Hand.*

Ein wenig bin ich immer noch ihr Kind.

*Doch ist der Herbst schon da,
mein Schmuck ist weißes Haar,
und Enkelkinder wollen wissen:*

“Wie war dein Leben, Großmama?“

Ich trenn den Traum jetzt von der Wirklichkeit.

*Vergangenes wird niemals ungeschehen,
doch richte ich nicht und teile es nicht
in Gutes und in Böses.*

*Es ist mein Leben,
von dem ich hier erzähle.*

Diepholz, im Oktober 2015

Zuhause in Masuren

Von der ersten Station meiner langen Reise erfuhr ich durch die sich oft wiederholenden Erzählungen meiner Verwandten. „Weißt du noch, Martha“, sagte mein Onkel Adolf manchmal zu meiner Mutter, „weißt du noch, das Nettchen wollte und wollte nicht ins Licht der Welt gucken.“

Ja, das Licht der Welt! Ich erblickte es am 24. Oktober im Jahr 1936. Es schien durch ein kleines Fenster eines masurischen Häuschens und weil es an diesem Oktobertag nur spärlich den Raum erhellte, blakte noch die Petroleumlampe dazu.

Ich konnte mich mit dem Licht nicht anfreunden, ich übte mich im Schlafen ohne zu trinken und Mutter bekam Fieber. Großmutter flehte zu Gott um unser Leben, doch ich wollte meines nicht annehmen. Da beorderte meine Großmutter meine Tante Hedwig mit Pferd und Kutsche zu uns, um mich zum 2. Advent zur Kirche zu fahren, damit ich nicht ungetauft in den Himmel komme. Tante Hedwig wollte meine Patin sein und mich zum Taufbecken tragen.

Meine Großmutter soll gedrängt haben loszufahren, doch meine Tante ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Nach einem kurzen Gespräch meiner Tante mit ihrem Pferd erlebte ich, warm in einen Pelz gehüllt, meine erste Ausfahrt.

Der Pfarrer in der Kirche zu Komilsko erwartete uns schon. Das kalte Wasser, welches mir auf die Stirn geträufelt wurde, hatte alle Lebensgeister in mir erweckt. Während der Rückfahrt bekam ich rote Wangen. Hungrig wie ein Wolf soll ich mich nach der Taufe gebärdet haben und fortan gefiel mir das Licht der Welt.

Meine Großmutter war es, die mich zuerst auf ihren Armen trug, denn meine Mutter erholte sich nur langsam von der Entbindung. Großmutter war geübt in Kindererziehung und Krankenpflege. Sie hatte zwölf Kindern das Leben gegeben, auch schon mehreren Enkeln die Nasen geputzt und nun half sie mir ins Leben.

Mein fast zwei Jahre älterer Bruder konnte nicht verstehen, warum sich alle nur um die kleine Annette kümmerten, mit der er so gar nichts anfangen konnte. Sie lag in der Wiege wie ein fremdes Wesen, nicht einmal nach dem Hampelmann, den er ihr in die Wiege legte, griff sie.

Großmutter war es auch, die den schluchzenden kleinen Jungen aus meiner Wiege hob. Um ein Haar, so erzählte Mutter später, hätte ich keine Luft mehr bekommen. In dem kleinen Haus, inmitten eines Gartens, drehte sich nun nicht mehr alles nur um das kleine Nettchen, der Sohni, wie sie meinen Bruder Siegwand nannten, gehörte wieder richtig dazu.

Als ich meine ersten Schritte wagte, soll ich mitten ins Blumenbeet gefallen sein. Das Hoftor musste immer verschlossen bleiben, weil mein Bruder und ich sonst womöglich noch in einen der drei Teiche gefallen wären. Das Wasser zog meinen Bruder magisch an. Ich tippelte hinter ihm her. Wir bestaunten die Störche, wenn sie in den Wiesen in der Nähe der Teiche nach Futter staksten.

Poseggen, unser Geburtsort, war eines der kleinsten Dörfer Masurens. Zu keiner Zeit soll es mehr als acht Hofstellen dort gegeben haben. Dazu kamen noch einige Insthäuser, die zu den Höfen gehörten. Das Haus, in dem wir wohnten, gehörte zum Anwesen Friedriszik. In ihm hatten schon meine Großeltern gewohnt. Meine Mutter und ihre Geschwister wurden in diesem Haus geboren.

Es veränderte im Laufe der Jahre sein Aussehen nie wesentlich, meist waren die Fensterrahmen braun und die Mauern leuchtend weiß, das Dach aus Schilf blieb lange graugrün bemoost. Mit der Zeit wurde das Haus, das immer voller Leben war, müde, es alterte zusehends. Daher entschlossen sich meine Eltern, in das nicht weit entfernte Königstal zu ziehen.

Dort gab es einen Bahnhof, ein großes Gemeindehaus und, was für meine Mutter von besonderer Wichtigkeit war, eine Spielschule für uns Kinder.

Außerdem konnte man sogar zu Fuß nach Poseggen gehen, um noch Obst im Garten zu pflücken oder Großvaters Grab auf dem Friedhof zu besuchen.

Ich erinnere mich noch daran, dass ich einmal in Poseggen in einem Kirschbaum gesessen habe und Kirschen pflückte. Mein weißes, von Mutter geschneidertes, Kleid war für immer verdorben. Meine Cousinen, mit denen ich den heimlichen Ausflug zu Großmutter's Garten unternommen hatte, sahen nicht besser aus. Ich sollte nie wieder ein weißes Kleid bekommen, hatte Mutter versichert, doch bald schon nähte sie mir ein neues.

Am 31. Mai 1940 wurde meine Schwester Edeltraud geboren. Unsere Wohnung in Königstal wurde uns zu eng. Wir verlegten unseren Wohnsitz nach Dreifelde, wohnten dort eine kurze Zeit bei der Familie Zyka im Haus und zogen dann bald in das Mietshaus des Bauern Knies.

Es war ein kleines Anwesen, mit einem Stall für Schweine, Kaninchen und Hühner. Neben dem Stall stand ein geräumiger Bretterschuppen für Kohle und Holz, in dem auch noch genug Raum für uns Kinder zum Spielen blieb.

Auf dem Hof befand sich ein großer Gewölbekeller. Ich mochte ihn nur von außen. Drin war es zu jeder Jahreszeit unangenehm kalt. Ich betrat ihn, sollte ich etwas aus ihm holen, jedes Mal widerwillig. Doch meine Mutter war begeistert von diesem Keller, sie bewahrte dort Gemüse, Eingewecktes und Obst auf. Ganz in der Tiefe, in einer Nische, lagerten monatelang aus dem zugefrorenen See geschlagene Eisblöcke.

Im kleinen Gärtchen am Haus zog Mutter Gemüse. Ließ der Regen mal auf sich warten, schöpfte sie das Wasser zum Gießen aus dem Brunnen, der im Garten zwischen Haus und Gewölbekeller lag. Auch unser Wasser für den Hausgebrauch holten wir aus ihm. Wurde der Schöpfeimer, der an einer Kette hing, heruntergelassen, gaben Kurbel, Holzwinde und Kette ein seltsam quietschendes und rumpelndes Geräusch von sich.

Ich fürchtete mich, in den Brunnen zu sehen, auch erschrak ich immer wieder, wenn der Eimer in das Wasser platschte. Sobald der Deckel wieder auf dem Brunnen lag, verlor ich die Furcht und pantschte im vergossenen Wasser.

Unser neues Zuhause gefiel mir. Besonders liebte ich den Flieder an der Feldwegseite, ganz nah am Haus. Ich tat es bald meinem Bruder nach und kletterte in die Fliederbüsche, um in Küche oder Wohnstube zu gucken. Manchmal war ich ganz benommen von seinem Duft.

In einem kleinen Handwagen zogen mein Bruder oder ich unsere kleine Schwester hin und her. Das gefiel ihr. Meine Schwester war sehr zart. Ihre hellblonden Locken glänzten und ihre dunkelbraunen Augen fielen sofort auf.

Wir Geschwister sahen uns nicht sehr ähnlich. War die ganze Familie beisammen, sah aber jeder sofort, dass wir zusammen gehörten. Ich, die blasse, schwarzhaarige Nette, käme sehr nach dem Vater, Trautchen und Siegward hatten von beiden Eltern etwas, so stellten die Verwandten fest.

Mein Vater nannte meine Schwester „mein Sternchen“. Ihr Haar hatte tatsächlich etwas vom Leuchten der Sterne. Ich war Vaters Pünktchen, Großmutter's Nettchen und Mutter's Annette, wenn sie mit mir schalt.

Mein Bruder aber wurde von allen nur Sohni oder Siegi gerufen. Immer nahm er eine besondere Stellung ein. Er war der Große, durfte seine Schwestern beschützen, und das tat er auch. Kamen unbekannte Kinder zu uns an die Pforte, ließ er sie nicht ein.

Dreifelde, meine Eltern nannte es Kalenzinnen, wurde mein richtiges zu Hause. Was ich hier erlebte, erfasste ich bewusst und nahm es mit für alle Zeit.

Mutter, Vater und Großmutter

Meine Mutter trug die Freuden und Sorgen, drei Kinder zu erziehen, alleine. Vater war schon seit September 1939 als Soldat in den Krieg eingezogen und bekam nur selten Urlaub. Doch die Tage, die wir dann erlebten, waren voller Freude.

Einmal, es war um die Weihnachtszeit, hatte er Urlaub. Draußen trieb der Schnee. Mutter knetete in der Küche den Teig für die Mohnrolle und wir ritten abwechselnd auf Vaters Rücken durch die Zimmer. Trieben wir es zu toll, rief Mutter: „Willy, Willy, nun ist's aber genug.“ Dann landeten Pferd und Reiter meistens auf dem dicken Flickenteppich und konnten vor Lachen nicht gleich aufstehen.

Als das Schneetreiben nachgelassen hatte, ging unser Vater aus dem Haus. Er müsse noch zum Weihnachtsmann, hatte er uns Kindern erklärt und wir sollen mal ganz lieb sein, bis er wiederkommt. Er war tatsächlich beim Weihnachtsmann, denn er kam erst wieder, als wir schon die Petroleumlampe angezündet hatten.

Er polterte ins Haus. Auf der Schulter trug er einen dunkelbraunen Sack, setzte ihn auf den Küchentisch. Mutter rief: „Willy, Willy“ und wollte noch die Tischdecke retten, die sie gerade aufgelegt hatte. Der Sack fiel um, und es rollten Äpfel, Nüsse und Rauchwürste auf den Fußboden. Alles – Sack, Nüsse und Würste und was sonst noch zum Vorschein kam, waren Geschenke für den Heimaturlauber und seine Familie. Außer diesen Gaben hatte Vater wohl überall ein Schlubberchen erhalten, denn es dauerte nicht lange und er schlief auf dem Sofa ein.

Nur wenige Tage währte Vaters Heimaturlaub. Viel zu kurz war die Zeit, die Abende mit ihm waren besonders schön.

Ich mochte es, wenn Vater unsere Mutter bat: „Moritz, sing uns was.“ Sie sang Lieder, bei denen ich traurig wurde. Am liebsten hörte ich „Ännchen von Tharau“ und „Ein kleines Mädchen zart schon früh eine Waise ward.“

Am Tag schmiedeten meine Mutter und mein Vater Pläne für die Zeit nach dem Krieg. In Johannsburg, sie wussten sogar schon wo, wollten sie ein Haus bauen und Vater wollte dort sein Büro einrichten. „Versicherungsbüro Willy Kopanka Märkische Vieh-Versicherungs-Gesellschaft a.G. in Berlin“ sollte dort an der Tür stehen.

Und Mutter träumte von einer Schneiderstube, in der sie ungestört arbeiten könnte. Wie ihre Brüder, Adolf und Eugen, hatte auch Mutter das Nähen gelernt und sie tat es mit Begeisterung. Sie nähte nicht nur für uns, manche Bäuerin brachte Stoff für ein Kleid oder für Bettwäsche.

Einmal passierte es, dass Siegward aus einem zugeschnittenen Rock für mich eine Mütze nähte. Mutter war fassungslos. Ihr Sohn konnte nähen. Zugesehen hatte er oft genug und manchmal hatte Mutter ihn so zum Spaß das Handrad und den Fußantrieb bedienen lassen. Mutter wagte es nicht mehr, ihre Näharbeiten offen liegen zu lassen.

Die Eltern hatten uns in Johannsburg die Schule gezeigt, in die wir dann gehen würden. Sie war viel größer als unsere in Dreifelde. Ich mochte Johannsburg, wir besuchten oft unsere Verwandten. Doch besser als in unserem Dorf gefiel es mir dort nicht.

Zu Hause saß ich gerne in der Küche auf der Bank zwischen Küchentisch und dem schmalen Fenster oder auf dem Kohlenkasten in der Nähe des Herdes. Vom gekachelten großen Herd mit Backröhre ging Wärme aus.

Oft schnupperte ich den Geruch vom frischen Brot oder Plinsen, und schmorte eine Gans in dem Ofen, wurde ich ganz wild darauf, ein Stückchen von ihrer braunen Kruste zu naschen, noch ehe diese auf den Tisch kam. Mein Bruder teilte meine Leidenschaft und auch beim Streuseln naschen waren wir gleich fleißig. Erwischte uns Mutter beim Naschen und nannte uns dann Annette und Siegward, war es besser, ihr eine Weile aus dem Weg zu gehen.

Als unsere Großmutter wieder bei uns war, nahm sie uns oft in Schutz. Zog sie ein wenig an ihrer langen Schürze, wusste ich, was ich tun musste. Nette steckte also hinter Omas Schürze, und ehe sie wieder hervorkam, war Mutter wieder versöhnt. Wir alle fanden Gefallen an diesem Spiel.

Es war schön, dass Großmutter wieder bei uns wohnte. Mit Umsicht sorgte sie für uns. Es war ihr wichtig, dass im Winter, ehe wir ins Bett huschten, unsere Federbetten am Kachelofen vorgewärmt wurden. Sie drückte mit ihrem ganzen Körper das Deckbett gegen die braunen Kacheln. Auf ihren Zuruf: „Husch, husch“, warfen wir unsere Plaids ab, die wir, um nicht im Nachthemd zu frieren, umgelegt hatten und huschten unter unser nun mollig warmes Federbett. Damit unsere Füße auch genug Wärme erhielten, holte Großmutter für jeden noch einen Stein aus der Ofenröhre.

Vor dem Nachtgebet erzählte sie uns manchmal eine Geschichte. Einmal hörte Großmutter mitten im Erzählen auf. Wir hörten draußen Soldaten marschieren, sie sangen laut: „Heute gehört uns Deutschland und morgen ...“ Großmutter begann leise zu beten: „Herrgott, vergib ihnen ihre Schuld“, „wie wir vergeben ...“ beteten wir Kinder leise mit. Sie achtete immer darauf, dass wir nie unser Abendgebet vergaßen.

Ich liebte meine stille, fast immer in Schwarz gekleidete Großmutter sehr und wünschte mir, sie bliebe nun immer bei uns in Dreifelde.

Dreifelde

Unser Dorf, das nahe der Johannisburger Heide lag, zog sich mit seinen Häusern und Stallungen, dem Bäcker, der Molkerei, der Schule und dem Kaufmann, ins Ackerland hinein. Man sah die Häuser vom Gut Borken. Ein wenig abseits, nahe am Wald, befand sich der Bahnhof.

Dort, wo wir sonst Pilze suchten und Beeren pflückten, zogen sich nun tiefe Gräben durch den Wald, und uns Kindern war es bei Androhung von Strafe verboten, das Dorf zu verlassen.

Die Zigeuner kamen auch nicht mehr ins Dorf, ich mochte ihre Musik und ihre Tänze. Unser Leben änderte sich. Jede kleinste Ritze in den Fensterläden wurde abgedichtet und zusätzlich noch Decken vor die Fenster gehangen. Unsere Petroleumlampen leuchteten nur noch auf Sparflamme, auch die Öfen gaben nicht mehr genug Wärme. Holz und Kohlen erhielten wir nur noch auf Zuteilung.

Es war, als verwandelte sich unser Dreifelde zu einem Militärlager. Mutter musste in unserer Küche für Soldaten kochen. Zur Mittagszeit holten sie sich in ihren Kochgeschirren das Essen.

Immer mehr Soldaten und Zwangsarbeiter befanden sich im Dorf. Der leere Stall neben der Schule wurde eine Unterkunft für Zwangsarbeiterinnen. Täglich gingen diese Frauen unter Bewachung in Richtung Johannisburger Heide zum Panzersperrenbau. Am Nachmittag schlurften sie müde und schmutzig zurück.

Manchmal hörten wir in der Ferne Gewehrscüsse. Die Erwachsenen sprachen davon, dass die Toten gleich im Wald begraben werden. Mutter zuckte zusammen, hörte sie Schüsse. Einmal sagte mein Bruder: „Da ist wieder einer auf der Flucht erschossen.“ „Wie kommst du darauf?“, fragte sie, und bat: „Siegi, bitte sag so etwas nicht.“

Die Angst ging um im Dorf. Jetzt brauchte uns keiner Spukgeschichten erzählen, wir fürchteten uns auch so. Solange es aber hell war und die Soldaten uns Kinder mit trockenen Keksen beschenkten, war alles gut. Kam aber die Dunkelheit, dann fürchtete ich, die Partisanen könnten kommen und uns das Haus anzünden. Es hieß, sie kommen von der polnischen Seite.

Polen war ganz nah. Nur vierzehn Kilometer und dann durch den Grenzfließ, hatte Mutter mal lachend gesagt, als sie mit Gustav Linda heimlich über die Grenze ging und Tauschgeschäfte machte. Jetzt war so etwas ganz unmöglich geworden. Wir lernten in der Schule, dass wir Deutsche sind und dass wir mit polnischen Menschen keinen Kontakt haben dürfen.

Doch zum Arbeiten wurden Polen auf die Höfe und in die Haushalte gebracht. Das war alles eigenartig. Bisher sprachen einige Leute aus dem Dorf auch polnisch, besonders, wenn wir Kinder etwas nicht verstehen sollten.

Mutter schaffte es nicht allein uns Kinder zu versorgen und noch für die Soldaten zu kochen. Bei uns half nun eine junge Polin. Wir nannten sie Gretchen. Ihre schönen blonden Zöpfe steckte sie tagsüber hoch und bedeckte sie mit einem bunten Kopftuch. Sie half Mutter in der Küche und arbeitete auch auf dem Hof. An den Abenden spielte sie manchmal mit uns oder sie sang uns etwas vor. Manchmal neckten die Soldaten das Mädchen, wenn sie ihr im Haus oder Hof begegneten. Manche nannten sie Polka.

Eines Tages kam sie nicht mehr. Mutter sagte uns, sie wäre zurück nach Polen. Doch dann kam Gretchens Mutter und wollte sie besuchen. Meine Mutter ging mit ihr ins Wohnzimmer. Ich wusste nicht, worüber sie sprachen. Ich erfuhr erst viele Jahre später, dass Gretchen, die eigentlich Stassia hieß, von einem deutschen Soldaten erschossen worden war, weil sie sich ihm verwehrte.

Als Gretchen noch bei uns war, fand manchmal etwas Seltsames statt. Mutter hatte alle Fenster auf richtige Verdunklung überprüft. Auf dem Herd standen Töpfe mit heißem Wasser und unsere Badewanne und Waschsüsseln waren in der Küche aufgestellt. Grete trug noch mehrere Eimer kaltes Wasser rein, dann setzte sie sich zu uns Kindern und sang. Mutter löste sie meist ein Weilchen später ab und bald schliefen wir ein.

Trotzdem wusste ich, auch mein Bruder, was in der Küche geschah. Zwangsarbeiterinnen - zwei oder drei - wuschen sich ihr Haar und den Körper. Der Topf mit Suppe, der an diesen Abenden bereit stand, war am nächsten Morgen jedes Mal leer.

Wir waren von Mutter angehalten, über alles, was bei uns im Haus geschah, still zu schweigen, auch wenn uns jemand etwas fragte. Wir taten, was sie von uns verlangte. So antworteten mein Bruder und ich auch auf die Frage unseres Lehrers, was es denn bei uns zu Mittag gab, immer „Suppe oder Plinsen mit Zucker“.

Auffällig viele Kinder nannten den Eintopf, Kartoffel- oder Erbsensuppe. Schweine- oder Rinderbraten gab es wohl überhaupt nicht mehr, nicht mal bei den Bauern. Schlachten war verboten, deshalb durfte Braten nicht genannt werden. Und doch verschwand manches Schwein. Es fand sich als Gepökelttes oder Eingemachtes in den Kammern der Bauern wieder, obwohl es eigentlich zur Verpflegung der Wehrmacht bestimmt war.

Schweinchen schlachten

Als es noch erlaubt war, Schweine für den eigenen Bedarf zu schlachten, fand bei uns ein Schlachtfest statt. Mutter hatte im kleinen Stall auf dem Hof ein Schwein gefüttert. Onkel Gustav, einer von Vaters Brüdern, war Schlachter und Fleischer. Onkel Gustav war ein fröhlicher Mann, er erzählte gern Spukgeschichten, nahm ebenso gerne mal ein Schlubberchen und tobte mit mir und meinen Geschwistern umher. Er spielte mit uns Fangen und Verstecken. Wir hatten unseren Onkel gern - und er uns.

Einmal sagte er zu unserer Mutter (und das meinte er wohl nicht nur als Scherz): „Das Herrgottchen meint es mit Willy gut, er hat ihm das Marthchen und die Kinderchen gegeben und mich hat er ganz vergessen.“

Damals war Onkel Gustav noch ledig und die Verwandten neckten ihn. Auch Mutter foppte ihn, denn sie sagte, dass das Herrgottchen ihm aber in jedem Dorf eine Braut parat hält, nur müsste das Gustavchen auch mal in einem Dorf länger als nur zu einem Schlachtfest bleiben. Diese Neckereien gingen im Gelächter aller Anwesenden unter und Onkel Gustav tat seine Pflicht, er wetzte das Messer und ging in den Stall.

Zum eigentlichen Schlachten wurden wir Kinder ins Haus geschickt. Hing das aufgebrochene Schwein aber zum Abhängen an der Stallwand, durften wir Kinder wieder nach draußen. Doch das Haus hatte Fenster zum Hof, so war uns vom vorherigen Tun nichts verborgen geblieben.

Meine Tante Hedwig war aus Bromberg gekommen, um Mutter zu helfen. Obwohl sie jetzt eine feine Dame war, hatte sie nicht verlernt, wie Leberwurst und Blutwurst gekocht wurde. Sie half Mutter und Onkel Gustav beim Wursten.

Tantes Kinder, Walter, Dieter und Christa und wir drei Geschwister waren uns selbst überlassen. Die Jungen spielten Räuber und Gendarm. Ich saß auf dem Kohlenkasten und schnitt mit einer Schere Bandstücke zum Abbinden der Wurstenden.

Auf einmal bemerkte Mutter: „Die beiden Kleinen sind nicht mehr in der Küche“. Niemand hatte auf sie geachtet. Mutter stürzte aus dem Haus. Ich hinterher. Auf der Bank vor dem Haus lag meine Schwester ganz still, Christa hielt ihr Onkel Gustavs Schlachtmesser an den Hals.

Ich bekam nicht mit, wie Mutter dem Mädchen das Messer aus der Hand nahm. Ich sah, wie meine Tante die kleine Christa schüttelte und sie anherrschte: „Was wolltest du da machen?“ „Schweinchen schlachten“, schluchzte die Kleine.

Onkel Gustav war kreidebleich, und mit zitternden Händen hatte er das Messer ins Futteral gesteckt und in seinen Rucksack verstaut. In der Küche nahm er einen Schluck aus der Flasche mit polnischem Wodka, dann murmelte er immerzu etwas vor sich hin. Ich glaube, er betete.

Es war das letzte Mal, dass Onkel Gustav bei uns in Dreifelde war, er wurde zur Wehrmacht einberufen. Tante Hedwig fuhr wieder mit ihren Kindern nach Bromberg. Mutter holte noch einmal Wurstsuppe aus dem Gewölbekeller zum Warmmachen und bald erinnerte nichts mehr an das Schweineschlachten.

Harz, Holz und weiße Federn

Nicht weit von Dreifelde entfernt, in Brödau (Bogumillen), wohnte Mutters Bruder Ewald mit seiner Frau Gertrud und seinen vier Töchtern. Sein Haus lag in der Nähe eines Grabens, der sich durch das Dorf zog. Es war umgeben von einem Garten mit Blumen und Gemüse und einem geräumigen Hof mit einem Stall für Gänse, Schweine und für anderes Kleinvieh.

Das Beste aber war für mich die Tischlerwerkstatt. In ihr roch es nach Harz und Holz, fast wie in einem Sägewerk. Hinter den verschiedenen Bretterstapeln in der Werkstatt und auf dem Hof konnten wir Kinder verstecken spielen.

Da Onkel Ewald als Soldat im Krieg war, blieb seine Werkstatt verwaist. Meine Cousine Ruth, ich und mein Bruder taten nun so, als gehöre uns die Werkstatt. Siegwald schnitzte und werkelte, baute Bretterkarren und Fußbänke. Wir Mädchen nutzten sie, um mit unseren Puppen in ihr Schule zu spielen und uns in ihr zu verkleiden. Ich war gerne in Brödau bei meiner Tante Trudchen.

Mutter war wegen einer Augenerkrankung in einer Klinik. Cousine Inge betreute uns Kinder während dieser Zeit. Eines Tags aber, ich weiß nicht, aus welchem Grund, kam mein Cousin Helmut aus Turowen mit dem Fuhrwerk und fuhr uns alle vier nach Brödau.

Mag sein, dass der jungen Inge die Arbeit mit uns dreien zu viel wurde und sie deshalb mit uns in die Obhut ihrer Mutter flüchtete. Tante Trudchen hatte nun das Haus voller Kinder.

Erna und Inge, ihre Großen, mussten sich mit um uns Bälgerchen kümmern. Oft saßen die großen Mädchen mit Freundinnen, und manchmal auch einige junge Burschen, auf Onkel Ewalds Bretterstapel und sangen. Ruth und ich hüpfen zu Tanzliedern auf dem Hof hin und her.

Manchmal spielte jemand Akkordeon. Erklang dann ein Krakowjak, waren die Jungen nicht zu halten. Sie schnappten sich ein Mädchen und stampften über den Hof. Lagen dann Ruth und ich neben unseren kleinen Schwestern im Bett, konnten wir noch ein Weilchen den Gesang hören.

Einmal spielte ich ganz alleine mit Ruth. Mein Bruder war über den Graben gesprungen und zum Nachbarjungen zum Spielen gegangen. Dort ärgerten sie die Gänseschar und liefen wie im Galopp davon, wenn der Ganter hinter ihnen her war.

Nun war die Zeit, dass die Gänse geschlachtet wurden. Es blieben auf den Höfen nur noch jeweils die am Leben, die zum Brüten ausgesucht waren und die, die ein Weihnachtsbraten wurden. So war es auch mit Tante Trudchens Gänsen.

In der Werkstatt befanden sich mehrere Holzfässer voller Federn, die dort, bis zum Schleißern im Winter, ablüften sollten. Ruth und ich fanden die weißen Federn, wühlten mit den Händen ein wenig darin, wussten nichts rechtes damit anzufangen, und liefen wieder auf den Hof. Ruth rief zu den Jungen rüber: „Sucht uns doch“, wir liefen zurück in die Werkstatt und wie auf Kommando verschwanden wir jede in einem Federfass. Als wir die Jungen an der Tür hörten, duckten wir uns, das war unser Verhängnis. Die Federn krochen uns in die Nasen und Ohren. Die Jungen brauchten uns nicht zu suchen, wir kippten mit den Fässern um.

Nachdem sich Tante Trudchen vom Schreck erholt hatte, mussten wir die Kleider wechseln, und erhielten jede einen gehörigen Klaps auf den Dupps, das war unser Hinterteil. Anschließend half uns die ganze Familie, die Federn einsammeln.

Tante Trudchen sagte: „Bis Ewald wiederkommt, haben wir bestimmt auch das letzte Federchen gefunden.“ Sie hielt die Werkstatt immer sauber, damit mein Onkel sofort wieder arbeiten könne, wenn wieder jemand Möbel braucht. An diesem Federtag gab es zum Abendbrot noch Klunkersuppe und Butterbrot, es war ein ganz und gar weißer Tag.